

Das Pfennig-Magazin

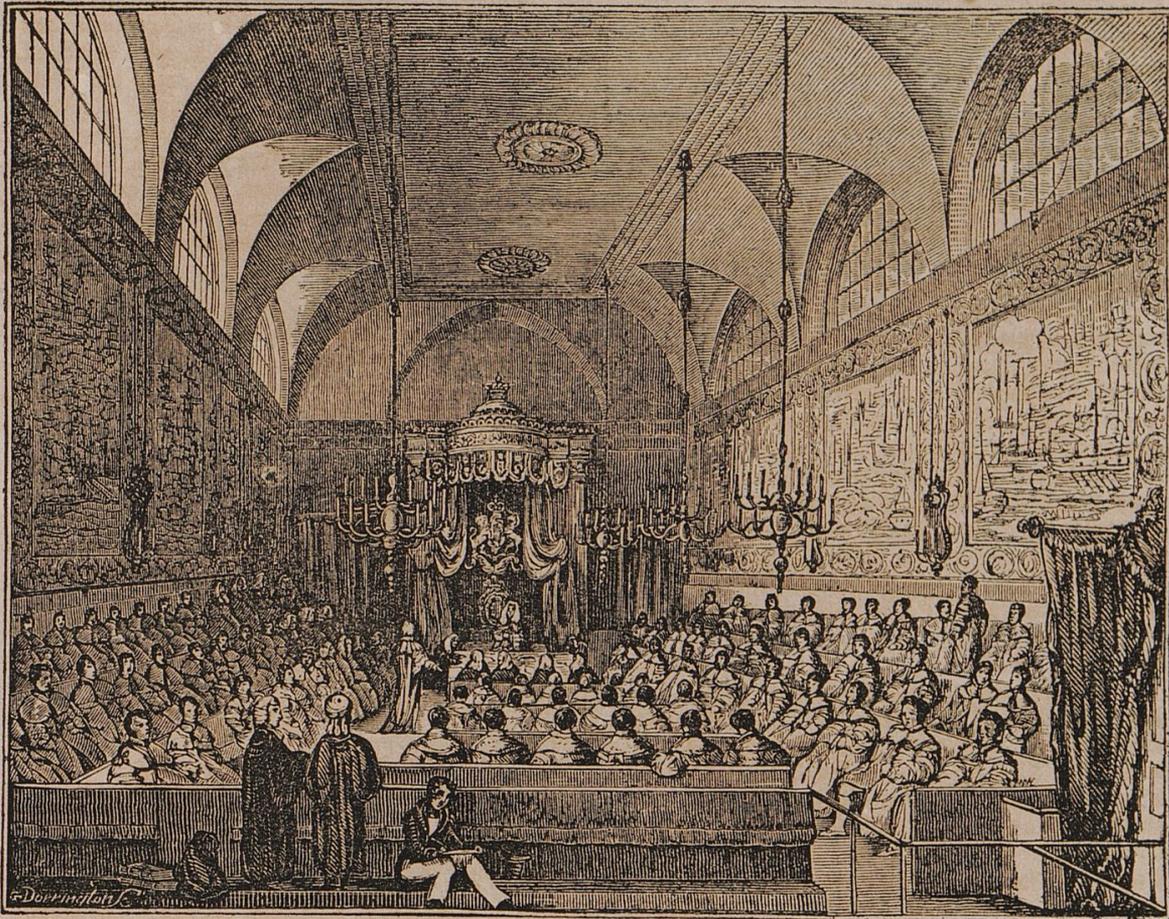
der
Gesellschaft für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

35.]

Erscheint jeden Sonnabend.

[December 28, 1855.]

Das Oberhaus, oder das Haus der Pairs im britischen Parlamente.



Großbritannien hat eine, theils auf wahre, theils auf eingebildete republikanische Freiheit seiner Staatsbürger sich stützende constitutionelle Monarchie. In der Kette der ganzen Staatsmaschine ist das jüngste Glied die wichtige Reformbill oder Akte des J. 1832, die Verbesserung der Parlamentswahlen und Volksvertretung.

An der Spitze des britischen Volks leitet der König das mit großen Vorrechten, aber auch mit manchen Beschränkungen versehene Staatsruder des großbritannischen Reichs. Die Thronfolge geht vom Vater auf die männliche und, wenn diese fehlt, auf die nächste weibliche, sowohl in der niedersteigenden Linie als in der Seitenverwandtschaft über. Sollte daher König Wilhelm IV. ohne Leibeserben sterben: so wird ihm die einzige Tochter seines älteren verstorbenen Bruders, des Herzogs von Kent, Victoria, geb. den 24. Mai 1819, als Königin von Großbritannien und Irland, der Herzog von Cumberland aber, und eventuell dessen Sohn als König von Hannover auf dem Throne folgen.

Die Nation wird durch das Parlament vertreten, welche Vertretung aus dem Könige, dem Ober- und dem Unterhause besteht.

Sprecher dieses Oberhauses ist der Großkanzler, jezt Lord Brougham. In demselben sitzen die Prinzen königlichen Geblüts, nämlich die drei Herzöge von Cumberland, Suffer und Cambridge, Brüder des Königs, und dessen Vetter, Herzog von Gloucester.

Im Oberhause sitzen ferner 19 Herzöge, 21 Marquesses, 105 Grafen, 18 Viscounts, 177 Barone, die 16 im J. 1831 für Schottland, von dessen Pairschaftsfamilien erwählten Pairs, die 28 von den Pairschaftsfamilien Irlands lebenslänglich erwählten Pairs, 26 britische Erz- und Bischöfe, und 4 irländische Bischöfe, in allem 418 Mitglieder.

Der Sitzungssaal des britischen Oberhauses ist im alten Westminsterpalaste. Er wurde dazu im J. 1801 eingerichtet, als die Einführung der irländischen Pairs und Bischöfe die Vergrößerung des Saals zu den Sitzungen dringend forderte, da er schon früher zu klein geworden war für die stets wachsende Zahl der Mitglieder.

Er bildet ein längliches Viereck. Am obern Ende steht der königl. Thron, und am untern Ende treten nach Öffnung der großen Flügelthüren die vom Könige oder dessen

Commissarien zur Anhörung der Thronrede oder der königl. Zustimmung oder Verwerfung der Bills berufenen sämtlichen Glieder des Hauses der Gemeinen ins Oberhaus. Ungefähr ein Viertel des Raums trennen die sogenannten Schranken von den Bänken der Mitglieder. Auf unserm Bilde des Innern des Saals der Versammlung des Oberhauses sehen wir vor den Schranken zwei vortragende Sachwalter und einen Berichterstatter. Der jetzige Thron im Oberhause wurde erneuert, als König Georg IV. das erste Parlament während seiner Regierung persönlich eröffnete. Nahe vor den Stufen des Throns sitzt auf einem mit Scharlachtuch beschlagenen Sisse — der Wollfack genannt — der Großkanzler, wenn der König nicht anwesend ist, und nahe bei ihm sitzen ebenfalls auf zwei Wollfacken die beiden Richter, welche anwesend sind, um sowohl bei der Anwesenheit des Königs, als wenn sie aufgefordert werden, ihre Meinung bei gewissen Fragen, ob etwas gesetzlich sey oder nicht, auszusprechen. Auch sitzen daselbst zwei Kanzleibeisitzer, welche die Botschaften aus dem Hause der Lords in das Haus der Gemeinen überbringen. Dann folgt die Tafel des Hauses, auf welcher die Bills, die Witzschriften und andere Papiere liegen. An dieser Tafel sitzen die Protokollführer.

Zwischen dieser Tafel und den Schranken stehen verschiedene mit Scharlachtuch überzogene Bänke mit hohen Lehnen, und längs den Seiten des Saals von den Schranken bis zum Fuße des Throns erheben sich die zum Sitzen für die Pairs bestimmten Bänke, eine über der andern.

Der obere Theil der niedrigsten dieser Bänke rechter Hand des Throns ist den Bischöfen und linker Hand die niedrigsten Bänke den Herzögen, und andere Bänke theils den Marquesses, Grafen, Biscounts und Baronen bestimmt. Bei der Einführung eines neuen Pairs wird ihm sein herkömmlicher Sitz angewiesen; bei andern Gelegenheiten setzt sich Jeder auf den Bänken dahin, wo es ihm beliebt.

Die Seitenwände des Oberhauses sind mit alten Tapeten geschmückt, welche den Triumph der englischen Seemacht über die spanische Flotte des Königs Philipp II. darstellen. Die einzelnen Gemälde dieser Begebenheit haben Einfassungen von Eichenholz und zwischen solchen die Bilder der vornehmsten Offiziere, welche sich in diesem Kampfe besonders auszeichneten. Ein gewisser Cornelius Broom lieferte die Zeichnung zu diesen Tapeten und Francis Spiering besorgte die Ausführung für den Grafen v. Nottingham, damaligen Oberadmiral der engl. Flotte. Die Tapeten und die Bilder kosteten 1628 Pf. Sterl. und wurden später von dem Grafen an den König Jacob I. verkauft. Der Fußboden ist mit einfachen Matten bedeckt. Der Saal ist bei Tage durch die im Bilde sichtbaren Fenster und Nachts durch die Kerzen der hängenden Kron- und zierlichen Wandleuchter von Erz erleuchtet.

Am obern Ende des Saals erblickt man im Bilde zwei Thüren. Durch die Thüre rechter Hand erscheint der König im Oberhause, und durch diejenige linker Hand treten die Pairs ein.

An der linken Seite, außer den Schranken, gehen in's Oberhaus, in den durch die Schranken abgetheilten Raum: die Anwälte, die Agenten, die Zeugen und andere Personen, welche in diesem Hause Geschäfte haben. Unmittelbar über dieser Thüre ist ein kleiner Raum, bestimmt für den Ober-Thürsteher mit dem schwarzen Stabe. Dieser mit Vorhängen umgebene Raum dient bei sehr interessanten Berathungen, wie der Raum über dem Luftzug im Hause der Gemeinen, den Damen zum Aufenthalte, deren Anwesenheit bei den Berathungen durch die Parlamentsordnung verboten ist.

Bei gewöhnlichen Sitzungen des Oberhauses betrachtet man den Raum hinter dem Wollfack des Großkanzlers als außerhalb des Hauses, und trifft dort Söhne der Pairs und Mitglieder des Unterhauses an. Für die Bequemlichkeit des Publikums, welches wünschen möchte, die Debatten anzuhören, dient der Raum jenseits der Schranken und seit einigen Jahren eine Galerie über dem untern Theile des Oberhauses; aber Keiner wird eingelassen ohne eine schriftliche Erlaubniß eines der Mitglieder des Hauses, obgleich behauptet wird, daß für eine halbe Krone auch Mancher ohne jene schriftliche Vererbung Zuhörer seyn dürfe.

Unmittelbar hinter dem obern Ende des Hauses ist das sogenannte königliche Gemach mit einer Tapete, welche die Geburt der Königin Elisabeth darstellt. In diesem Zimmer kleidet sich der König um, und erscheint in seiner Staatskleidung und der Krone auf dem Haupte im Oberhause durch die Thüre rechter Hand, umgeben von den hohen Reichsbeamten, um seinen Sitz auf dem Throne zu nehmen. Rechts wird die Schirmhaube (cap of maintenance), und links das Staatschwert vor dem Monarchen hergetragen und etwas rechts steht vor ihm der Großkanzler. Nachdem sich der König auf dem Throne niedergelassen, wird durch den Thürsteher mit dem schwarzen Stabe das Haus der Gemeinen aufgefordert, im Oberhause zu erscheinen, welches ohne Verzug, mit dem Sprecher an seiner Spitze, durch die großen Doppelthüren am Ende des Sitzungssaals sich einfindet und drei Mal gegen den Monarchen sich verneigt. Der Sprecher steht mitten vor den Schranken, und vor ihm liegt auf dem Gitter sein Scepter. Der Monarch liest darauf seine Anrede vor und nachdem beide Häuser solche angehört, entfernt sich das Haus der Gemeinen und sogleich nachher auch der König mit seinem Gefolge.

Wenn der König im Oberhause erscheint, so dürfen auch mit Eintrittbilletts von einem Pair versehene Damen im Oberhause erscheinen. Da jetzt die Pairs so zahlreich sind, so pflegt bei solcher Gelegenheit das Oberhaus gedrängt voll Damen zu seyn, so daß man nur nahe um den Thron Pairs erblickt, und alle Damen sind bei solcher Gelegenheit im höchsten Staate.

Die im Oberhause erscheinenden englischen Pairs sind dazu durch ihre Geburt oder durch ihr Amt berechtigt, die schottischen und irländischen Pairs werden von den Pairschaften dieser beiden Nationen erwählt. Vom Könige hängt es ab, neue Pairs zu ernennen; aber wenn sie einmal ernannt sind, so können sie und ihre Nachkommen solche Würde nur wegen Hochverraths verlieren.

Die fünf vorerwähnten Klassen der weltlichen Pairs tragen sämtlich, wenn sie im Staate ihrer Uniform ihre Aemter wahrnehmen, Scharlachkleider, gefüttert mit weißem Atlas. Streifen von Gold und Hermelinschnuren oder von weißem Pelzwerke an der rechten Brust und Schulter bezeichnen ihren Rang. Doch tragen sie diese Amtskleidung nur, wenn der König zugegen ist, oder wenn die königlichen Commissarien, die den parlamentarischen Bills die Genehmigung des Königs erteilen, oder ein neuer Pair, wenn er zum ersten Male im Oberhause erscheint mit den ihn einführenden Lords. Ihre kleinen Kronen tragen die Pairs bloß bei der Krönung des Königs.

(Der Beschluß folgt.)

Der Besuv.

Der Besuv liegt in Unteritalien, im Königreiche Neapel, ungefähr zwei deutsche Meilen südöstlich von

der gleichnamigen Hauptstadt in einer Ebene, welche sich von Neapel bis zum Vorgebirge della Minerva hinzieht. Der Fuß dieses Vulkans ist von fruchtbaren Feldern, Weinbergen, Gärten und Wäldern umgeben, zwischen welchen sich eine reizende Kette von Landhäusern, Dörfern und Städten hindurchzieht. Die westliche Seite des Berges ist sehr fruchtbar und bringt den berühmten Wein Lacrymae Christi (Thränen Christi) hervor; die östliche dagegen ist öde und unfruchtbar. Von Neapel aus fährt man bis an seinen Fuß, hier besteigt man, wenn man den Berg besuchen will, einen Esel oder ein Maulthier, welches von halbzערlumpten Kerlen unter großem Geschrei angeboten wird. Von hier an reitet man bis zur Hälfte des Berges, wo sich die Wohnung eines Einsiedlers befindet. Nach kurzer Rast, und nachdem man sich durch den Lacryma-Christi-Wein zur weitem beschwerlicheren Reise gestärkt hat, geht der Weg steiler aufwärts. Die Gegend wird öder und trauriger, alles Pflanzen- und Thierleben ist erstorben, schwarze und graue, vor Alter zum Theil verwitterte Lavamassen bedecken den Rücken des Berges. Ist man an dem eigentlichen Aschenkegel angelangt, so muß man absteigen; denn der Weg geht nun so steil, daß es unmöglich seyn würde, ihn zu erklimmen, wenn nicht die erkalteten Lavaströme mit ihren hervorstehenden Spizen und Unebenheiten dem Fuße einigen Halt gäben. Daß dieser Aschenkegel, so wie der Krater nur besucht werden kann, wenn der Vulkan sich in ruhigem Zustande befindet, bedarf nicht erst erwähnt zu werden; denn außerdem würde sich der Reisende wegen der aufsteigenden Schwefeldämpfe, zumal wenn der Wind nach der Richtung des Reisenden zu wehete, in höchster Lebensgefahr befinden. Mehr als ein Mal haben Reisende ihre allzugroße Kühnheit mit dem Leben bezahlen müssen. Folgt man aber den Mahnungen, welche der Einsiedler den Reisenden als eine freundliche Gabe mitgiebt, und überläßt man sich den guten und sichern Führern, so ist die Erstigung des Berges mit keiner Gefahr verknüpft. Ist man endlich nach vieler Mühe auf dem höchsten Rande des Aschenkegels angekommen, so geht es eben so steil in den Krater hinab. Krater nennt man die trichterförmige Oeffnung des Berges, welche oft viele hundert Fuß weit ist und sich nach innen zu immer mehr verengt und zuletzt eine wenige Klafter weite Oeffnung bildet, oder ganz verschlossen ist, und sich nur bei einem neuen Ausbruche öffnet. Diese Krater verändern nicht selten bei jedem neuen Ausbruche des Vulkans ihre vorige Gestalt, indem sie entweder ganz in den Abgrund hinabstürzen, oder indem sich durch Anhäufung neuer Massen ein neuer Krater bildet. Ist es dem Besucher möglich, in das Innere hinabzuschauen, so bietet sich ihm hier ein grausenhaftes Schauspiel dar. Zwei Engländer, welche den Vesuv im November 1826 besuchten und in das Innere des Kraters hinabstiegen, melden darüber Folgendes: „Als wir den Rand des Kraters erreicht hatten, fanden wir ihn voll Dampf und Rauch, und den stärksten Schwefelgeruch ausströmend. Wir ruheten einige Zeit an einer heißen Spalte, in die wir einige Eier legten, um sie darin sieden zu lassen.“ — Mit vieler Mühe stiegen sie in den Krater hinab. „In diesem Schlunde zeigte sich die Natur in einer ganz neuen Gestalt, und Alles war dem gewöhnlichen Zustande der Dinge unähnlich. Wir befanden uns jetzt wirklich im Innern der Erde, wo ihre Schätze auf die sonderbarste unregelmäßigste Weise vor unsern Augen lagen. Der Pfad, den wir hinabgestiegen waren, be-

stand aus Mineralien von der sonderbarsten, aber schönsten Art. — Der große Krater des Vulkans öffnete vor unsern Augen seinen Rachen, in welchem die rohe Lava mit abwechselnden Schichten von Puzzolan und Asche in den mannigfaltigsten Gestalten aufgehäuft war. Unter uns stieß ein am Morgen des 12. Nov. im Boden des größern entstandener Krater seine Rauch- und Dampfswolken aus. Zu unsern Füßen und auf allen Seiten waren tiefe Lager von gelbem Schwefel, deren Farben vom tiefsten Drangeroth, durch Eisenzusatz erzeugt, bis zum blassesten, wo Alaun vorherrschte, wechselten, und neben ihnen sah man weiße Schichten von großer Ausdehnung und Tiefe, welche aus Lava bestanden, die von der Hitze zerlegt worden war.“ — Außer diesen Engländern haben noch mehrere andere Personen den Vesuv erstiegen, namentlich auch im Mai 1819 der Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich, in Begleitung mehrerer fürstlicher Personen. Dieß geschah noch dazu zu einer Zeit, wo kurz zuvor ein Lava-Ausfluß stattgefunden hatte und der Krater noch immer einzelne Flammen und glühende Steine auswarf.

Unsere Abbildung stellt den Vesuv in seiner vollen Thätigkeit dar. Mehr als vierzig solcher Ausbrüche zählt die Geschichte. Unter diesen waren manche unbedeutend und wenig gefährlich für die umliegenden Städte und Dörfer, andere aber richteten eine gewaltige Verwüstung an. Der erste Ausbruch, von welchem uns die Geschichte erzählt, erfolgte im Jahre 79 n. Chr., wobei die Städte Herculaneum, Pompeji und Stabia gänzlich mit Asche überdeckt wurden. Die Asche soll bis nach Aegypten und Syrien getrieben worden seyn. Meilenweit verbreitete die unermessliche Menge seiner Asche, die in der Luft umherflog und sich mit einem dichten Plakregen vermischte, Tod und Verderben. Drei Tage lang war in der ganzen Umgegend des Vesuvs das Tageslicht verdunkelt. Jene genannten Städte waren von der Asche so hoch bedeckt, daß man jede Spur von ihnen verloren hatte. Erst im Jahre 1706 wurden sie wieder entdeckt, als Winzer, die in die Erde gruben, zufällig auf Gebäude stießen. Allein es müssen schon früher Ausbrüche jenes Berges erfolgt seyn, da man selbst jene Städte mit Lava gepflastert fand und selbst unter diesem Pflaster ältere Lavaschichten entdeckte. — Nach jenem gewaltigen Ausbruche scheint der Vesuv Jahrhunderte lang in Ruhe gewesen zu seyn; wenigstens erwähnen die römischen Schriftsteller aus den spätern Zeiten seiner nicht. — Die Ausbrüche haben auch nicht immer gleich lange gedauert; z. B. der im Jahre 1737 dauerte nur sehr kurze Zeit, war aber einer der heftigsten. Die Feuer säule war zuweilen so ungeheuer, daß man sie am hellen Tage und beim Sonnenschein sehen konnte. Der Ausbruch von 1766 dauerte vom 28. März bis zum December, also 9 Monate lang.

Um dem Leser einen Begriff von einem vollständigen Ausbruche zu geben, theilen wir hier den Bericht eines Reisenden mit, welcher einen Ausbruch im Jahre 1805 mit ansah. „Das erhabenste Schauspiel, womit die Natur das Gemüth ergreift und erschüttert, habe ich in seiner ganzen Fülle gesehen und genossen. Angethan mit allen seinen Schrecken, mit seiner ganzen Herrlichkeit, feierte der Vesuv das furchtbar erhabene Fest seiner Flammenergießung. Lange vorher wehte auf seinem Gipfel eine weiße Rauchsäule, wie ein in hoher Luft flatterndes Panier, welches einer großen Erscheinung vorgetragen wird. Im Innern des gewaltigen Vulkans donnerte die Vorbereitung zu der großen Entwicklung; das tiefere Zucken der verborge-

nen Kraft hatte Neapel, die umliegenden Inseln geschreckt, mehrere Städte niedergeschüttet und einen großen Theil der Einwohner unter den Trümmern begraben. Man sah die weiße Rauchsäule von der unter ihr kochenden Gluth angeröthet, oft ward ihr innerster Kern zur hellen Flamme, welche glühende Steine empor- und umherschleuderte. Im Schlunde krachte und rasete ein schrecklicher Tumult! — Am

12. August endlich eröffnete sich das hinreißendste Schauspiel, das die Natur hervorzubringen vermag. Gegen 9 Uhr Abends stieg die Rauchsäule höher; sie ward röther und röther, und endlich ganz zur leuchtenden Flamme, die wechselnd stieg und sank, und von Zeit zu Zeit Blitze nach allen Seiten warf. Nicht selten erreichte sie eine außerordentliche Höhe; dann stand der majestätische Feuer-Debelisk einige Minuten



Der Vesuv.

fast unbeweglich, wie ein flammender Seraph, der weit über das paradiesische Campanien hinschaute; leichte rothe Wölckchen schwebten umher und spiegelten sich im dunklen Meere. Das Meer war ruhig, als ob es furchtsam den zürnenden Nachbar behorchte. Plötzlich sank die hochleuchtende Erscheinung in den Feuerschlund hinab, und ließ eine Krone von malerischen Wolken zurück. Jetzt erhob sich abermals eine mächtige Gluthsäule; eine kleinere bligte neben ihr auf, und hohes Getümmel umher, wie das Gefolge einer hohen Göttererscheinung; sie sank zurück und verwandelte ihre Stelle in einen Flammensee. Die Wogen sprudelten, schlugen über und rötheten mit ihren Flammen den Horizont, der einen sanfteren Widerschein auf die Stadt, auf das Meer und an die dunkeln Felsen warf. Immer lebendiger, immer ungeduldiger ward das Flammengetümmel, und jetzt durchbrach es, wie eine vollendete Empörung, die umfassende Kraterwand und stürzte von der Aschen Spitze des Kraters herab. Nicht Worte vermögen zu schildern, welche Aufruhr von Gefühlen den Zuschauer ergriff. Es war ein Zustand, wo das Entzücken zum Entsetzen, und wiederum das Entsetzen zum Entzücken wird. Ueber dem Krater hatte sich von aufsteigendem Rauche eine Wolkenversammlung gebildet; es schienen die purpurnen Hören zu seyn, die im tiefen Dunkel der Nacht hier die Morgenröthe erwarteten. Ununterbrochenes Leben und Getümmel, immer wechselnde Pracht, ein stetes Werden und Schwinden glänzte und bligte durcheinander. Jetzt stiegen zwei rothglühende Säulen auf, die in einem

Blutmeere starren. Was aber dieser großen Scene die höchste Verherrlichung gab, war der aufgehende Vollmond; hinter den sich thürmenden und wälzenden Rauchwolken stieg er herauf, und schien wirklich Aurora zu seyn, die den Triumphzug der vorgeeilten Hören über der Spitze des Berges empfing. Aber vom Gipfel des Berges stürzte der Gluthstrom; und bald hatte er den Fuß des Aschenkegels erreicht. Jetzt brach er in die Weingärten ein, die schon der Ernte entgegengerieft waren. Weiße Flammen loderten auf, wo der Verderber die herrliche grüne Vegetation ergriff. Oft schien er eine Allee zu fassen, deren helle Flamme sich weithin erstreckte, und über dem rothen Strome als eine leichte Lichtmasse schwebte. Hier theilte sich der Lavaström in fünf Arme; drei zogen östlich, zwei aber westlich. Reißend stürzte der Erguß weiter und verderbender fort; er umfloß Häuser, deren Bewohner sich kaum noch zu retten vermochten; er füllte die untern Geschosse aus und zerstörte unzählige Landhäuser, Hütten und Weingärten. Der prächtige Verwüster ging seinen Weg, den er, wo er sich in Vertiefungen verbarg, durch Lichtsäulen entzündeter Bäume bezeichnete. Die beiden Arme des Lavaströmes, von denen der eine dem andern bald nachblieb, bald voraneilte, hatten in kurzer Zeit die Straße erreicht, die durch Portici nach Torre del Greco und Pompeji führt. Beide Ströme durchschnitten die Straße und wälzten sich in die diesseitigen Villen und Gärten, die das Ufer des Meeres begränzen; hier verlor der eine sich unter Weinhügeln, der andere Strom hinge-

gen stürzte mit verdoppelter Wuth dem Meere zu. Bis dahin hatte er einen Weg von anderthalb deutschen Meilen zu machen, und schon war er dem Rande des Ufers nahe; eine Menge Zuschauer in Gondeln schwammen in der Gegend des Ufers umher, wo die Feuercascade vom Ufer hinabbrausen mußte. Endlich erfolgte, was man erwartete; die Gluthmasse stürzte mit lautem Geprassel und Donnergeräusch in's Meer; die Wellen empörten sich gegen den fremden Gast, Flammengewühl und Wellengetümmel im fürchterlichsten Aufreubr raseten, schäumend vor Wuth, wild durcheinander. Kochende Wasserfäulen und zürnende Flammenspitzen brachen aus der Fluth empor, kämpften einander nieder, und wiederholten den Sturm des wildesten Aufreubrs, bis endlich der Tumult mit leiserem und leiserem Zischen endete und, gleichsam zum Denkmale des geschlossenen Friedens, von der erstarrten Gluthmasse sich ein Vorgebirge bildete, das tief in's Innere hineintritt." —

Weiterhin schreibt der Verfasser: „Den Tag nach dem Ausbruche fuhren wir nach Torre del Greco, dem schon oft von den Feuerströmen des Vesuvs heimgesuchten Städtchen, welches dicht am Fuße des Berges liegt. Welch' eine fürchterlich erhabene Scene fanden wir hier! Alle die großen Gestaltungen, mit welchen der erste Ausbruch geschreckt und bezaubert hatte, wichen zurück. Ich müßte Flammenworte haben, wenn ich schildern wollte, was sich begab. Nicht einen schwachen Schattenriß vermag ich zu geben. — In der Stadt Torre del Greco, und näher am Fuße des Berges, ein Gewühl von Zuschauern, welche die große Erscheinung anstaueten. Auf einer etwas hohen Terrasse des Berges hinter Weingärten und Landhäusern, unter denen sich das königliche Schloß Favorite findet, hatte sich ein Lavaström gelagert und bildete einen feurigen See, von welchem ein röthlicher Dampf aufstieg, der die Gegend umher mit Schwefelgeruch anfüllte. Der Berg schien der schwarze Kern einer einzigen ungeheuern Flamme zu seyn. Dunkelroth angeglühete Dampfmassen hatten sich auf dem Gipfel gelagert in verwirrem Gemisch, als ob ein ganzer, von gräßlichen Blitzen zerrissener Wolkenhimmel auf ihn herabgestürzt würde; und tief in dem finstern Dampfe war Alles in Bewegung; es wirbelte und wühlte, wie Kampfgetümmel und wild durcheinander tobende Wuth. Das Reich der Hölle schien durchbrochen, und der Berg eine ungeheure aufsteigende Brücke zu seyn, von Giganten gebauet, den Himmel zu stürmen. Tiefe, dunkle Mitternacht umher, wie ein schwarzes Meer, worin der Berg gleich einer Feuerinsel emporragte. Immer undurchsichtiger und finsterner ward das Dampfgebölk, welches Himmel und Erde vermischte, und hoch herab aus der Nacht hingen Feuerbäche und Feuerströme. Der vollständigste dieser Ströme endigte in dem Feuersee auf der untern Terrasse, und schien ein glühendes, unermessliches Ungeheuer zu seyn, welches aus dem Gluthsee sich emporrichtete und seinen flammenhauchenden Kopf in den schwarzen Wolken des Nachthimmels verbarg. Die im rothen Widerscheine auf- und abgehenden Zuschauer glichen seltsamen, in Flammenduft gekleideten Schattengestalten. Das Ganze war mehr, als erhaben romantisch; es war eine Zaubervwelt voll Wunder, die das Gemüth überwältigten und fortrissen in das Gebiet der Phantasien und Träume.“

Einer der letzten Ausbrüche des Vesuvs war der am 22. October 1822. Er gehört unter die fürchterlichsten, deren man sich erinnert, und glich dem vom

Jahre 79. Zwar wurden nur wenig glühende Steine und Feuermassen ausgespieen, aber desto ungeheurer war die Menge von Asche, welche in Gestalt eines Regens unaufhörlich herabfiel. Der Himmel war mehrere Tage hindurch verdunkelt; die Asche lag an manchen Stellen sechs Fuß hoch und bedeckte alle Wege in der Nähe des Berges. In Neapel konnte man sich nur mit einem Regenschirme auf die Straße wagen. Bei diesem Ausbruche wurden nach dem Berichte jener zwei Engländer über 800 Fuß vom Regel völlig abgerissen und in die See getrieben. Auch hatte der Krater einen drei Mal größern Umfang, als ehemals. Seine größte Tiefe ist jetzt, vom höchsten Theile des Gipfels an gerechnet, 2000 Fuß.

Dr. Christoph Wilhelm Hufeland.



Dieser Hero unter den deutschen Ärzten, dessen Name nicht nur seine Berufsgenossen, sondern Alle, die an dem Wohle der Menschheit Theil nehmen, mit Achtung und Ehrfurcht erfüllt, und dessen Andenken noch bei den spätesten Geschlechtern fortleben wird, ward geboren am 12. August 1762 zu Langensalza in Thüringen, wo sein Vater ein sehr geachteter Arzt war. Dieser vertauschte bald darauf seinen bisherigen Wohnort mit Weimar, wohin er als Leibarzt des Herzogs berufen worden war; und hier, in diesem Deutsch-Athen, war es, wo auch unser Hufeland durch einen geschickten Hauslehrer seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt. Dieser entwickelte und bildete nicht nur die herrlichen Anlagen seines Zögling durch Betreibung der klassischen Studien des Alterthums, sondern gab auch seinem Herzen durch fleißiges Lesen der heiligen Schrift die Richtung, welche Hufeland während seines ganzen bisherigen Lebens durch seine umfassende Wirksamkeit für das Gesamtwohl der Menschheit so segensreich verfolgt hat. Hufeland wählte den Beruf des Vaters, und bezog im Jahre 1780 die Universität zu Jena und 1781 die zu Göttingen, wo er sich eben so sehr durch seinen Fleiß, als durch seine Sittlichkeit auszeichnete und die Aufmerksamkeit der ausgezeichnetsten und gefeiertsten Männer damaliger Zeit auf sich zog. Nachdem er sich im Juli des Jahres 1783 die Würde eines Doktors der Medicin erworben hatte, wünschte er seine Kenntnisse durch

Reisen zu erweitern; doch hinderte ihn eine Krankheit des Vaters daran und nöthigte ihn, obwohl er eben erst 24 Jahre alt war, einen bedeutenden Theil der Praxis desselben zu übernehmen.

Wir übergehen bei unsern weitern Bemerkungen über diesen ausgezeichneten Mann die reinwissenschaftlichen Bestrebungen desselben, d. h. Alles, was er zur Förderung oder gänzlichen Umgestaltung der medicinischen Wissenschaften gethan hat, mit Stillschweigen, und beschränken uns darauf, einige Hinweisungen auf das zu geben, wodurch er das Gesamtwohl der Menschheit gefördert hat. Er lebt in der Wissenschaft für die Menschheit. Dies bewährt gleich eine seiner ersten Schriften: „Ueber die wichtigsten Punkte der physischen Erziehung.“ — eine Schrift, die von den Eltern fleißiger gelesen werden sollte. Ferner in der sehr wichtigen Schrift: „Ueber die Ungewißheit des Todes und die Verhütung des Lebendigbegrabens.“ — Er war Einer der ersten deutschen Aerzte, welcher auf die schreckliche Gefahr, lebendig begraben zu werden, hinwies, und fand auch solchen Anklang, daß sogleich in Weimar ein Leichenhaus auf Subscription erbauet wurde, wie deren schon früher in Frankreich eingerichtet worden waren.

Eine zweite Aera in seinem Leben beginnt durch seine Berufung als Professor nach Jena 1793, durch den Herzog Karl August, welcher ihn bei Goethe kennen gelernt hatte. Hufeland wirkte hier nicht nur durch seine sehr besuchten Vorlesungen, sondern gewann auch dadurch den bedeutendsten Einfluß auf die Studierenden, daß er deren mehrere zu bestimmten Zeiten in freundschaftlichem Kreise um sich versammelte. In diese Zeit fällt auch die Herausgabe des Werkes, welches den literarischen Weltenruh Hufeland's begründet hat: eines Werkes, welches bis zum Jahre 1824 — ungeachtet vieler Nachdrucke — in fünf verschiedenen Auflagen erschienen und in die meisten neuern Sprachen überfetzt worden ist; eines Werkes, welches — wenn es auch das einzige wäre — seinem Verfasser bis auf die spätesten Nachkommen dauernden Ruhm verschaffen würde, — wir meinen seine *Macrobiotik*,“ oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern. Dieses Werk hat unendlich reichen Segen gestiftet und stiftet ihn noch; doch würde man sehr irren, wenn man meinte, daß in demselben einzelne geheimnißvolle Recepte niedergelegt worden wären, welche selbst denen zu Gute kommen müßten, die auf frevelhafte Weise die Gesundheit ihres Körpers zerstört und sich hierdurch einen frühern Tod bereitet haben. Wir erachten es aber für eine heilige Pflicht, namentlich Eltern, Lehrer und Erzieher auf dieses Buch hinzuweisen. Es sollte in keiner Familie fehlen.

Als zu Ende des vorigen Jahrhunderts der englische Arzt Jenner eine der wohlthätigsten Erfindungen — die Kuhpockenimpfung — erfunden hatte, war Hufeland Einer der ersten deutschen Aerzte, welcher für Einführung derselben in Deutschland wirkte, besonders als sich ihm, nachdem er als Leibarzt des Königs von Preußen berufen worden war, ein weiterer Wirkungskreis eröffnet hatte. Ungeachtet aller Hindernisse brachte er es dahin, daß die Kuhpockenimpfung in Preußen eingeführt wurde.

Wie theuer Hufeland seinem Könige geworden war, bewies das Jahr 1806, als der König durch den Drang der Zeitumstände genöthigt wurde, seine Residenz zu verlassen. Hufeland begleitete ihn nach Memel, Danzig, Königsberg und andere Orte und stand der königlichen Familie rathend und schützend zur

Seite. Dafür hat ihm auch Friedrich Wilhelm vielfache Beweise seines hohen königlichen Wohlwollens gegeben, besonders auch bei der Feier seines 50jährigen Doktor-Jubiläums im Juli 1833, wo sich alle Stände beiferten, dem hochgefeierten Greise Beweise ihrer Verehrung und Hochachtung zu geben.

Endlich erwähnen wir noch seiner freundlichen Fürsorge für seine hilfsbedürftigen Berufsgenossen. Er gründete nämlich eine Stiftung zur Unterstützung nothleidender Aerzte in Preußen, deren Einnahme schon im ersten Jahre 5000 Rthlr. betrug. Möge das Werk der Barmherzigkeit einen gedeihlichen Fortgang haben, der Stifter desselben aber zum Wohle der Menschheit sich noch viele Jahre eines gesegneten Wirkens erfreuen!

Die Segensprechung des Papstes.

Ein englischer Reisender, Zuschauer einer solchen imposanten Feierlichkeit, erzählt sie folgendermaßen:

„Ich kletterte auf eine der ungeheuern Statuen hinauf und ließ mich daselbst nieder. Es ist unmöglich, die Scene zu beschreiben, welche sich meinem Blicke darbot; die Einbildungskraft ist nicht im Stande, sich ein solches erhabenes Schauspiel vorzustellen. Es schien, als ob die Bewohner der ganzen Erde in Masse beisammen wären, und die unzähligen Zungen verschiedener Sprachen bewegten sich wie ein brausendes Meer; stärker war wohl die Verwirrung in Sinesien nicht, als die Nachkommen Noah's von dem Baue ihrer Unwissenheit und Thorheit flohen. So weit das Auge reichen konnte, waren die Giebel aller Häuser von Rom mit Zuschauern belagert; unten war nur ein einziger Platz frei von der Menge, um welchen die Soldaten des Papstes ein Viereck bildeten. Jede andere Stelle war besetzt, und so dicht war die Menschenmasse, daß die Köpfe sich wie die Wellen des Meeres bewegten. Die Mannigfaltigkeit der Farben im Sonnenscheine machte einen eben so prächtigen als neuen Effect; kurz, es übertraf Alles, was ich mir vorstellen konnte, und ich glaube nicht, daß in irgend einem Lande auf der ganzen Erde jemals ein Gleiches gesehen wurde.

Während ich mich so mit der Betrachtung dieses erstaunenswerthen Schauspiels beschäftigte, erschalle von zwei entgegengesetzten Seiten des Platzes ein lautes Trompeten-Getöse der herannahenden Kavalerie. Zuerst erschienen in grüner mit Gold gestickter Kleidung auf prächtigen, sich häumenden, Rossen die Edelleute, und nahmen die Mitte des Platzes ein; hierauf kamen andere Truppen, und das ganze Corps salutirte vor dem Balkon über der Hauptthüre der St. Peterskirche, auf welchem Se. Heiligkeit erwartet wurde, und stellte sich in Ordnung.

Jetzt ertönte das Glocken-Geläute, und durch die ganze ungeheure Menschenmasse herrschte augenblicklich eine solche Stille, daß man geglaubt hätte, es müsse da ein Wunder vorgegangen seyn. Jede Zunge ist ruhig und jedes Auge auf den Balkon gerichtet. Plötzlich erscheint die majestätische und ehrwürdige Gestalt des Papstes auf einem beweglichen Throne in Wolken von Weihrauch gehüllt; je näher er sich bewegt, desto deutlicher wird er erkannt; hinter ihm ist Alles dunkel und geheimnißvoll. Seine Kleidung ist überaus kostbar, eine prächtige Diara schmückt sein Haupt, und auf allen Seiten seines Thrones wogen ungemein hohe Federbüsche. Den Kopf entblößt, stürzt sogleich die

ganze Menschenmasse nieder; Tausende und zehn Mal zehn Tausende knien vor ihm; mit einem Getöse wird das Gewehr aufgestellt und jeder Soldat ist mit dem Gesichte zur Erde. Mit weit vernehmbarer Stimme spricht nun Se. Heiligkeit den Segen, und die Arme über dem Volke ausgebreitet, flehet er um Heil für alle Völker der Erde. Da ertönen die Kanonen, Trompeten ertönen, Musik erschallt, alle Glocken lauten, die Feldstücke von der Engelsburg stürzen ihren Donner in die Ferne, weiter entfernte Artillerie wiederholt das Zeichen, und die frohe Kunde wird von Festung zu Festung in die entferntesten Provinzen des Reichs getragen."

K l u g h e i t.

Nichts ist gewöhnlicher, als sprechen zu hören, Dieser oder Jener ist glücklich oder unglücklich; aber selten nur hört man sagen: das macht seine Klugheit oder Unklugheit. Und doch, könnte man genau in die Geschichte derjenigen aller Zeiten und Länder bringen, denen Etwas gelang oder nicht gelang, so würde man finden, daß Vieles von dem, was gewöhnlich Glück heißt, wirklich nur das Ergebnis einer guten Einsicht ist. Wir behaupten nicht, daß alles Gelingen von der Klugheit herrührt, oder daß alle Fehler Folgen der Unklugheit sind; jeden Tag erfährt man, daß es Zufälle und unvermeidliche Ereignisse giebt, die kein menschlicher Scharfsinn voraussehen kann, und gegen die, wenn auch vorausgesehen, keine menschliche Vorsicht von Nutzen wäre. Der Kampf ist nicht immer für den Stärkern, noch der Wettlauf für den Schnellern; es gehört jener unendlichen Weisheit, die das All leitet und erhält, alleinige Herrschaft über die Umstände zu haben.

Die höchste menschliche Klugheit ist nicht im Stande, sich wider alle durchkreuzenden und widerwärtigen Zufälle zu bewahren; aber ein mäßiger Antheil derselben ist ein großer Schild, womit man mögliche Fälle abwehren kann, ausgenommen diejenigen, welche so mächtig über uns walten, daß sie der besondern Einsicht des Himmels anzugehören scheinen. Klugheit selbst hält zuweilen den Menschen ab, eine hohe Stufe des Glückes zu erreichen; denn jene Vorsicht, welche die wahre Seele der Klugheit ist, läßt nicht ihren Besizer so rasch wagen oder so viel auf die Entscheidung der Umstände ankommen, wie es mit einem mehr zuversichtlichen und weniger klugen Menschen der Fall ist. Aber man muß auch bedenken, daß, wenn auch die Klugheit uns zuweilen von einem leichtsinnigen Glück zurückhält, wodurch Andere wirklich den Gipfel ihrer Ehrsucht erreichten; so behütet sie uns dagegen, wenn unsere Aufmerksamkeit auf die Zufälligkeiten und Möglichkeiten beständig wachsam ist, vor jenen schrecklichen und unheilvollen Wendungen des Schicksals, durch welche die zuversichtlichen und unüberlegten Verehrer desselben von der Höhe des menschlichen Glückes jählings in die niedrigste Tiefe des Elends gestürzt werden.

Die Glasbereitung.

In dem ganzen Gebiete der menschlichen Gewerke ist keines merkwürdiger, als das des Glases. Stoffe, die an sich selbst äußerst geringfügig scheinen, werden

so in einander gemischt, daß sie eine Masse von einem eben so verschiedenen als neuen Charakter bilden. In der That, wenn ein Uneingeweihter den Sand, die Bleiglätte und die Perlasche da liegen sieht, kann er nicht anders glauben, als daß nur ein Zauberstab ihre Verwandlung in einen harten und krystallichten Körper bewirken könnte.

Die gewöhnlichen Bestandtheile des Glases sind:

- 120 Theile gut gewaschener weißer Sand,
- 40 Theile gereinigte Perlasche,
- 35 Theile Bleiglätte,
- 18 Theile Salpeter und
- 1 Theil schwarzes Braunstein-Dryd.

Diese in gehörigem Verhältnisse genommenen Stoffe erleiden zuerst in einem besondern Ofen eine Art Verkalkung, damit alle Feuchtigkeit und das Kohlenstoffgas entfernt werde; man verfährt dabei stufenweise bis zu einem Grade von Halbverglasung. Diese Masse heißt Fritte, und wird nun mit saubern eisernen Schaufeln durch die Seitenöffnung des Schmelzofens in Töpfe geworfen; vorher aber wird das Feuer im Ofen zu der größten Heftigkeit gebracht; hierauf wird die Oeffnung mit nassem Lehm fest gemacht und nur ein kleines Loch gelassen, um in das Innere des Ofens sehen zu können. Die Masse schwillt bald auf und zeigt sich wie ein wallendes Feuermeer. Während des Kochens werden häufig mit einer eisernen Ruthe aus der Masse Proben herausgenommen, bis das Glas schön klar und durchsichtig ist. Nun läßt man dieses Glas in soweit abkühlen, daß man es wie einen Teig nach Belieben formen kann; es ist so zähe, daß es in eine Faser gezogen und rasch um eine Haspel hundert Klafter lang gewunden werden könnte.

Jetzt ist es in dem Zustande, um geblasen zu werden. Um nun z. B. eine gewöhnliche Flasche zu machen, nimmt der Arbeiter eine vier Fuß lange eiserne Röhre, taucht sie in das geschmolzene Glas und wendet sie so um, daß ein wenig daran hängen bleibt; dann zieht er die Röhre hervor, neigt sie zur Erde, daß die anhängende Masse sich durch ihr eigenes Gewicht nach unten ausdehnt; zugleich bläst er auch von oben in die Röhre, wodurch sich die Masse auch in der Breite ausdehnt und ein länglich runder, hohler Körper wird, welchem der Glasblaser jede beliebige Form zu geben vermag. Hat das Gefäß diese erhalten, so wird es in einem verschlossenen Ofen, Kühl-Ofen genannt, dem stärksten Hitzegrade ausgesetzt, und ist, nach allmähligem Erkalten, zum weiteren Gebrauche geeignet.

Die Jahreszeiten der Gegenfüßler.

Wenn bei den Gegenfüßlern, d. h. bei den Bewohnern der Erde gerade gegen uns über, Winter ist, ist bei uns Sommer. Daher beginnt das Frühjahr im Lande von Diemen in Australien im September. Den längsten Tag hat man dort den 21. December und den kürzesten den 21. Junius. Die etwaigen Abweichungen in der Wärme und Kälte werden durch Sümpfe, Berge, auslaufende Thäler, viel oder wenig Wald, oder eine andere Beschaffenheit des Bodens bestimmt.

Die Fischotter. (*Mustela Lutra.*)

Die Fischotter erreicht bis zur Schwanzspitze eine Länge von 3 Fuß und ihre Höhe beträgt 1 Fuß.

Ihr Kopf ist platt; die Schnauze ist breit und an den Seiten mit steifen Barthaaren besetzt; die Ohren sind kurz und die Augen klein; der Hals ist kurz und dick; die Beinen der kurzen Füße sind mit einer Schwimnhaut verbunden und der Schwanz ist mehr platt gedrückt als rund.

Theils mit einem schönen, kurzen, seidenweichen, theils mit einem längeren, stärkeren Haare ist das starke und feste Fell besetzt. Die Haare haben oben eine schön glänzende, kaffeebraune, an den untern Theilen aber eine grauliche Farbe.

Die Elektrizität des Felles ist so groß, daß sie noch die des Kagenfelles übertrifft, und daß die Fischotter des Nachts, wenn sie auf dem Wasser schwimmt, zuweilen leuchtende Funken von sich giebt.

Die Fischottern sind fast über ganz Europa, das nördliche Asien und Nordamerika verbreitet, wo sie sich an den Ufern der Flüsse, und besonders der Fovellenbäche aufhalten. Hier erweitern sie sich vom Wasser ausgeschwemmte Löcher unter den Flusufnern und Baumwurzeln, oder wählen auch leere Dachs- und Fuchshöhlen zu ihrem Aufenthalte.

Ihre Nahrung besteht vorzüglich in Fischen und Krebsen, doch sollen sie auch Frösche, Wassermäuse *re.* nicht verachten. Bei ihrem Fischfange schwimmen sie stromaufwärts und stecken dabei von Zeit zu Zeit den Kopf in die Höhe. Die kleineren Fische verzehren sie sogleich, die größeren tragen sie aber erst an das Land, um sie hier mit größerer Bequemlichkeit verzehren zu können. An bewohnten Orten gehen sie nur des Nachts auf Beute aus, an unbewohnten aber thun sie es auch am Tage. Im Winter fischen sie unter dem Eise und sie suchen daher die aufgehackten Löcher in Flüssen und Teichen auf, um unter dasselbe kommen zu können.

Sie laufen ziemlich schnell; mit noch größerer Fertigkeit schwimmen und tauchen sie aber, nur können sie es unter dem Wasser nicht lange aushalten, da sie über dem Wasser athmen müssen.

Die Fischottern sind von Natur sehr scheu, so daß sie, sobald sie durch ihren feinen Geruch oder ihr scharfes Gesicht einen Menschen spüren, sich schnell in ihre Schlupfwinkel zurückziehen. Werden sie aber dennoch überrascht und vielleicht von einem Hunde oder anderm Feinde plötzlich angegriffen, so vertheidigen sie sich auch mit der größten Wuth und beißen dann so wild um sich, daß sie ihren Gegnern oft die gefährlichsten Wunden beibringen.

Trotz dieser Unbändigkeit lassen sich die jungen Fischottern aber doch sehr leicht zähmen. Sie spielen und scherzen dann, lassen sich schmeicheln, kommen,

wenn man sie lockt, und sogar zum Fischfangen und zum Bewachen der Hausgeräthe lassen sie sich dann abrichten.

Den größten Nutzen verschaffen sie uns durch ihr Pelzwerk, das sehr gut und dauerhaft ist. Das Fleisch wird zwar gegessen, ist aber, wenn es nicht ganz jung ist, thranig, zähe und schwer zu verdauen. An manchen Orten wird es statt der Fische als Fastenspeise gegessen. Die kurzen, feinen und weichen Haare werden von dem Hutmacher benutzt und die Schwanzhaare geben gute Pinsel.

W o c h e.

Am 28. December 1751 starb in Berlin Graf Friedrich Rudolph von Rothenburg, Einer der ersten Gesellschafter des Königs Friedrich II. von Preußen; er studirte in Frankfurt an der Oder, stand zuerst in französischen Kriegsdiensten, ging dann in spanische, und darauf, nach des Königs Friedrich Thronbesteigung, in preussische Dienste. Er zeigte Talente als Kabinettsvermittler und vollbrachte manche rühmliche That in den Feldzügen der beiden ersten schlesischen Kriege.

Am 29. December 1757 wurde Liegnitz, in Folge des Sieges bei Leuthen, den Preußen durch Kapitulation eingeräumt, jedoch erlangte die Besatzung von 3500 Mann freien Abzug.

Am 30. December 1812 schloß der preussische General York mit den Russen einen Vertrag, vermöge dessen die den Nachtrab des französischen Heeres bildenden Preußen sich von den Franzosen trennten und die Neutralität erklärten, wodurch, obgleich der König diesen Schritt mißbilligte, das am Ende zum Kriege führende Mißverständniß des Königs und des Kaisers Napoleon entstand.

Am 31. December 1762 begannen die Friedenskonferenzen zu Hubertsburg, der am 15. Februar folgenden Jahres zum Frieden zwischen Preußen an einer und Oesterreich und Sachsen an der andern Seite führte.

In der Nacht auf den 1. Januar 1814 gingen die Allirten zwischen Bonn und Koblenz über den Rhein.

Am 2. Januar 1804 fand die feierliche Eröffnung und Einweihung der Bürgerschule in Leipzig Statt. Ihr erster Direktor war der noch jetzt als Emeritus in Breslau lebende Herr F. L. G. C. Gedike, welcher derselben bis zum Jahre 1832 vorstand. Die Anstalt selbst besteht fortwährend, in ihrem Inneren, wie in ihrem Aeußeren, ein bleibendes, großartiges Denkmal des ehrenwerthen Sinnes und einmüthigen Strebens der Behörde und Bürgerschaft der Stadt Leipzig.

Am 3. Januar 1795 starb der berühmte englische Chemiker und Steingutfabrikant Josiah Wedgwood (spr. Wedschwud). Sein großes Etablissement Struria, in der Grafschaft Stafford, versteht noch jetzt die ganze civilisirte Welt mit dem unter seinem Namen bekannten Steingute, welches sich eben so sehr durch seine mannigfaltige Farbe und seine Festigkeit, als durch seinen Geschmack in der Wahl der Formen der Geschirre auszeichnet.

Verlag von Boffange Vater in Leipzig.
unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.